

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung

Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat

Band: 19 (1943-1944)

Heft: 49

Artikel: Ist das Tragen der eidg. Armbinde eine Ehre oder eine Strafe?

Autor: Bucher, H.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-712521>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zurück. (Vergleiche diese Tatsache mit der gegen das Ufer eilenden Bugwelle eines Schiffes, das vor der Hafeneinfahrt langsam anhält.) An Stelle des Geschosßknalles treten nun **andere Geräusche**: Flitzen, Sausen, Flattern, Röhren, Gurgeln, Orgeln, Pfeifen, Heulen, je nach Geschwindigkeit. Sie entstehen ebenfalls infolge Wegstoßens der Luftteilchen durch das Geschosß. Diese Schalle eilen dem Geschosß auch voraus, da letzteres ja Unterschallgeschwindigkeit besitzt, erstere aber mit etwa 330 m/sec sich entfernen. So entsteht das vielgenannte Ankünden eines Schusses. Da das Geschosß eine wandernde Schallquelle darstellt ändern sich die Richtungen, aus denen die genannten Geräusche gehört werden, stetig.

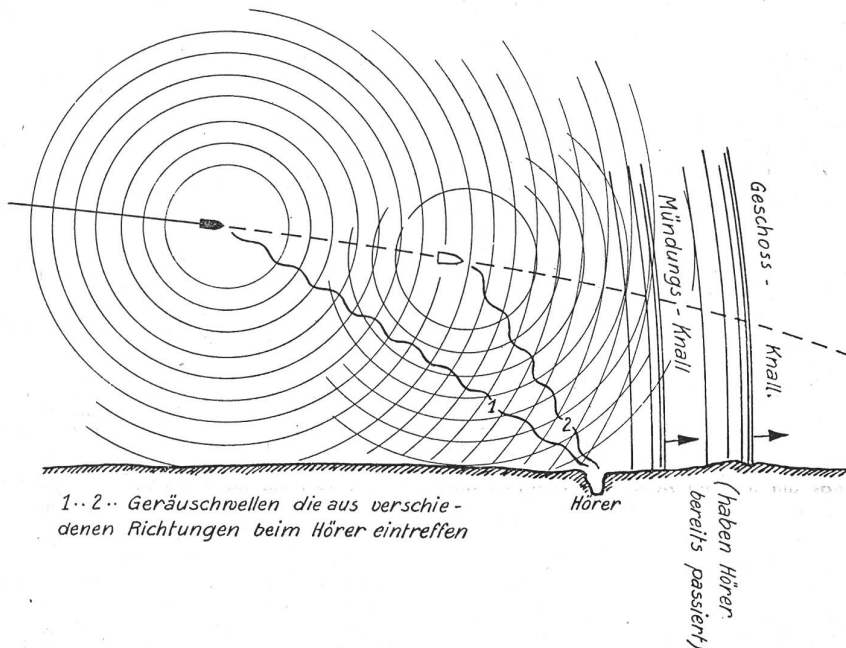
Ein in ungefähr Schußrichtung stehender Hörer vernimmt zuerst die Geschosßknallwelle, dann den Mündungsknall. Nachher treten jene Geräusche an sein Ohr, die das Ge-

den Richtungsänderungen erkennen oder besser erfühlen, ob das Geschosß im Begriffe ist, zu kurz, über ihn hinweg oder auf ihn zuzugehen. Aneignung dieser Fähigkeit soll an der Front rasch erfolgen. In der Kriegsliteratur wird oft auf diese Effekte hingewiesen (siehe späterer Abschnitt über Feuerwirkung).

Der oben beschriebene Geschosßknall tritt bei Artilleriegeschossen oft nur schwach in Erscheinung. Erstens werden sehr viele Geschosse mit nicht hohen Ladungen verschossen, so daß die Ueberschallgeschwindigkeit gar nicht oder nur kurze Zeit erreicht wird, die Entstehung des Geschosßknalles also nicht oder nur schwach möglich ist. Zweitens befinden sich die interessierten Beobachter bzw. Hörer so weit weg von den diesen Geschosßknall erzeugenden Flugbahnteilen, daß derselbe verebbt und überhört wird; die Geschosßknallfrontkurve hat sich in großer Distanz auch schon soweit der Form eines Kreises (Kugel) genähert, daß eine Richtungsäußerung nicht mehr wesentlich auftritt. Aus der vorletzten Figur ist das oben Gesagte ohne weiteres ersichtlich. Schlußfolgerungen: Täuschungen können entstehen, wenn man sich nahe bei dem schießenden Geschütz befindet — innerhalb 3000 Meter, um eine runde Zahl zu nennen — und ungefähr in der Schußrichtung. Man bemühe sich in solchen Fällen, den dumpferen Mündungsknall zu hören; beim Abhören und Beurteilen dieses letzteren sind in Hinsicht auf Herausfinden der Geschützstellung keine Irrtümer möglich.

Die **Defonationen der Sprenggeschosse** selbst zeigen ganz verschiedene «Klangfarbe», wenn dieses Wort gebraucht werden darf, je nach Geschosßart. Auch dieser Charakterisierung der Einschläge dienen in der Literatur die verschiedenen

Tonmalereien. Der helle Peitschenknall eines kleinkalibrigen Momentanzünders unterscheidet sich deutlich vom dumpfen Dröhnen oder Krachen oder Bersten einer dicken Mine oder vom klirrenden Springen einer Gasgranate.



schosß beim Durchgang durch die Luft erzeugte, als es schon nicht mehr Schallgeschwindigkeit besaß; das Projektil fliegt hier langsamer als die von ihm erzeugten Schalleffekte. Der Hörer kann aus den Geräuschmodulationen, speziell aus

Ist das Tragen der eidg. Armbinde eine Ehre oder eine Strafe?

Verschiedene Vorkommnisse rechtfertigen es, wenn diese Frage einmal ventiliert wird. Zudem erweist es sich als notwendig, daß auch die Öffentlichkeit über die mit der Armbinde «ausgezeichneten» Soldaten Bescheid weiß.

Art. 20 der MO bestimmt, daß der Bundesrat Verordnungen über den Hilfsdienst erläßt. Gemäß der Verordnung vom 27. März 1909 hatten im HD Eingeteilte ihre eigene, bürgerliche Kleidung zu tragen; dazu gehörte als Auszeichnung die eidg. Feldbinde, sowie an der Kopfbedeckung ein Band mit der kant. Kokarde.

Durch die Verordnung vom 3. April 1939 sind diese Bestimmungen aufgehoben und durch folgende ersetzt worden:

Art. 29. Die Hilfsdienstpflichtigen, die **nicht uniformiert** sind, haben als militärisches Kennzeichen wenigstens am linken Oberarm die eidg. Armbinde und am rechten Oberarm eine Armbinde mit der Bezeichnung der Einteilung zu tragen. Das ist der Wortlaut der bundesrätlichen Verordnung.

Wie sieht es in Wirklichkeit aus? Nicht nur die in Zivilkleidung Hilfsdienst leistenden, auch die uniformierten HD sind zum Tragen der Armbinde verpflichtet. Selbst Soldaten und Uof., die schon die letzte Grenzbesetzung mitmachten, 1000 und mehr Dienstage hinter sich haben, jedoch das Unglück hatten, infolge Krankheit oder Unfall in den HD versetzt zu werden, müssen mit dieser Armbinde «ausgezeichnet» werden. Es ist aber

nicht verwunderlich, wenn sich diese Leute bei jeder Gelegenheit der überflüssigen Auszeichnung zu entledigen suchen. Nur zu viele leiden direkt an Minderwertigkeitsgefühlen und genießen sich, mit der Armbinde in der Öffentlichkeit aufzutreten. Warum? «HD»! Man kennt die Einstellung des Publikums, man kennt die schönen Prädikate, mit denen ein HD-Soldat «betränzt» wird, ja, selbst die den Aktiveinheiten zugeteilten HD müssen den «halben Soldaten» zu spüren bekommen. Es scheint fast, als ob diese Armbinde zu Spott- und Kritiserlust reize. Wie merkwürdig mutet es einen an, wenn in einem achtwöchigen Einführungskurse für We.Bat. die Devise lautet: «Wer das vorgeschriebene Schießresultat erreicht, kann die Arm-

binde ablegen; die schlechten Schützen hingegen tragen das Hoheitszeichen unseres Staates weiter am Arme.» Ist das nicht Strafe? Wohl hat man heute den bewaffneten HD vom Tragen der Armbinde befreit, nicht aber den unbewaffneten. Es kommt auch vor, daß Offiziere, aus dem gleichen Grunde wie Soldaten und Uof., dem HD zugeteilt werden. Warum tragen diese keine Binde?

Hören wir, was die maßgebenden

Stellen dazu sagen! Die Armbinde kennzeichnet den HD-Soldaten, auch den uniformierten. Der HD-Soldat ist, infolge seiner kurzen Ausbildungszeit, nicht imstande, sich militärisch so zu benehmen wie der Aktivsoldat, es fehlt eben der nötige Schneid. Dadurch, daß der Mann gekennzeichnet sei, könne man auf ihn Rücksicht nehmen. Dabei vergißt man, daß der HD-Soldat seine Pflicht nach bestem Können erfüllt und seinen Dienst ernst

nimmt. Das wird auch dazu geführt haben, ihn mit einer Uniform auszustaffieren, ihn in bezug auf Rechte und Pflichten dem Aktivsoldaten gleichzustellen, offenbar in der Auffassung, daß er auch ein ganzer Soldat sei. Es wäre in der Folge nur noch zu wünschen, daß diese Armbindenfrage im Sinne der bundesrätlichen Verordnung geregelt wird.

Obm. H. Bucher.

Krieg und Frieden

Krieg und Frieden — zwei Gegensätze, wie schwarz und weiß. Nicht nur Leo Tolstoi weiß in seinem gleichnamigen, überragenden Werk davon zu reden, nein, man braucht sich gar nicht in Tolstoische Philosophie zu versteigen, um den Fluch des einen und den Segen des andern Zustandes zu erfassen. Ein Blick in unsere Tageszeitung genügt ebenfalls, zeigt es sogar viel verständlicher.

Kleine Ursachen haben oft große und tiefgreifende Wirkung und gelegentlich ist es beinahe ein und derselbe Gegenstand, der entweder zum Kriege Anlaß gibt oder aber erfreuliches Friedensdokument darstellt. Diesmal handelt es sich um Kirschen und Himbeeren. Da diese beiden Begebenheiten aber das leichtfaßlichste Schulbeispiel darstellen, wie leicht sich die Entscheidung zwischen Krieg und Frieden aufdrängen kann, sollen sie hier wiedergegeben werden.

Tages-Anzeiger, 17. Juli.

Nachdem der Kirschenpreis am letzten Donnerstag früh auf dem Platz Zürich ins Wanken geraten war, waren sich die Händler darin einig, daß ein Kilopreis von 80 Rappen für B-Sortierung in Zürich festgesetzt werden müsse. Für die erste Qualität, die A-Sortierung dagegen, variieren die Kilopreise noch immer zwischen 90 und 115 Rappen. Das scheint nun eine etwas temperamentvolle Kirschenliebhaberin gestern mittag nicht gewußt zu haben, als sie an einen der behördlich bewilligten Verkaufsstände an der Sihlbrücke trat, um einen Sack «Chrisis» zu erstehen. Als ihr nämlich der Verkäufer dafür 90 Rappen pro Kilo verlangte, bekam sie einen Wutanfall, der Händler wurde mit sehr üblen Prädikaten bedacht, und schließlich fiel das ominöse Wort «Wucherer». Das laute Rencontre hatte inzwischen zahlreiche Passanten angezogen, welche diesem Kirschen-dialog mit steigender Spannung folgten

und eine dramatische Entladung erwarteten. Diese ließ nicht lange auf sich warten! Auf das Stichwort «Wucherer» antwortete der angegriffene Händler der Käuferin mit «Idiot», und nun platzte dieser Sonntagskragen. Mit einer an kriegerischen Vorbildern geschulten Schleuderbewegung schmeißerte sie den vollen Sack auf das unbedeckte Haupt des Händlers, der sich infolge dessen sichtbar verfärbte und den Angriff mit einem Hagel von Kirschen parierte, die er, aus dem vollen schöpfend, seinem Stand entnahm. Die ganze Kampfstätte, von einer Menschenansammlung belagert, färbte sich nun kirschrot von den schönen Früchten, die in dieser unqualifizierbaren Weise mißbraucht wurden. Wir als Zuschauer aber empfanden eine tiefe Beschämung darüber, daß bei uns im fünften Kriegsjahr eine solche Schändung des Segens unserer Scholle vorkommt, während rings um uns her Menschen Hungers sterben.

Tages-Anzeiger, 18. Juli.

Es war zur Zeit des abendlichen Stoßverkehrs. Vor der bekannten Konditorei am Paradeplatz stießen zwei Velofahrerinnen mit ihren Rädern zusammen. Dabei entleerte sich ein Körbchen mit frischen, hellrot leuchtenden Himbeeren, das die eine der beiden Damen mit sich führte. Die kostbaren Früchte kugelten über den Platz und drohten, von den zahlreichen Passanten und Fahrzeugen zertreten und überfahren zu werden. Nachdem sich die beiden Frauen von ihrem Schrecken erholt und festgestellt hatten, daß ihnen selbst und den Fahrrädern weiter nichts zugestoßen war, machten sie sich zusammen an das Aufflesen der noch unbeschädigten Beeren. Und schon nahte, von seinem hohen, blauen Podest herkommend, der Verkehrspolizist, der den Unfall beobachtet hatte. Er wird doch nicht? Oder doch?

Jawohl! Ohne ein Wort zu verlieren,

bückte sich der Hüter des Gesetzes — suchte ebenfalls die zerstreuten Früchte zusammen. Angespornt durch sein Beispiel, machten sich nun noch mehrere Passanten ans Werk, und es war kaum eine Minute seit dem Zusammenstoß vergangen, da lagen schon alle noch ganz gebliebenen Beeren wieder im Körbchen der Besitzerin. Es war wohl lustig anzusehen: Das Häufchen erwachsener Menschen am Boden, mitten unter ihnen der gestrenge Polizist, die wie kleine Kinder die kugelnden Beeren haschten. Der Vorfall gab aber auch tiefer zu denken. Ist es nötig, daß bei jedem Unfall zuerst geschimpft wird, so daß schließlich die Polizei strafend eingreifen muß? Geht es nicht auch anders? Einander gegenseitig verstehen, einander helfen, den Schaden mildern, auch wenn dabei kein persönlicher Vorteil herauskommt. Das schöne Beispiel gaben hier die beiden Frauen, gab aber auch der Polizist, der nicht einschritt, um zu strafen, sondern um zu helfen. Könnte mit dieser Gesinnung nicht vieles in der Welt besser werden?

Also geschehen im Jahre 1944! Im Zeitraum von zwei Tagen. So nahe stehen sich Krieg und Frieden. Und so groß ist die Möglichkeit, Unannehmlichkeiten friedlich zu erledigen, ja, sie direkt in beglückende Erlebnisse abzubiegen und umzugestalten. Kommentar zu den beiden Begebenheiten erübrigt sich eigentlich. Was sich nicht erübrigen wird, ist die eine Frage: Warum haben wir denn Krieg? Uns alle hat das Grauen davor erfaßt, uns allen ist er zum Ueberdruß verleidet.

Wie, wenn man vor einem halben Jahrzehnt, statt sich in der Wut mit Kirschen zu bewerfen, versucht hätte, gemeinsam die nun einmal ausgeschütteten Himbeeren aus dem Staube zu lesen?

Wieviel Kummer, Sorge, Grauen und grenzenloses Elend wäre der Welt erspart geblieben! wy.

Können Erdöllager vollständig vernichtet werden?

Ein aktuelles technisches Problem der Kriegführung

(Dr. E. B.) Zu allen Zeiten hat sich der Krieg verheerend ausgewirkt; wir brauchen in der Geschichte nicht bis ins graue Altertum zurückzublätern, um kriegerische Episoden zu finden, in denen ganze Städte dem Erdboden gleichgemacht und ihre Bewohner samt und sonders niedergemetzelt wurden. Im zweiten Weltkrieg hat das Schlag-

wort von der «**versengten Erde**» die Aufmerksamkeit nach Rußland gelenkt, wo strategisch vorbeugende Zerstörungen im eigenen Lande zu Verteidigungszwecken in ganz großem Maßstab durchgeführt wurden. Die Russen blicken dabei auf eine Tradition zurück, die in den Jahrhunderten der Tatareneinfälle etwa zwischen 1237 und 1600

begann. Auf ihren Kriegszügen pflegten die asiatischen Nomaden alles, was nicht mitzunehmen war, in Asche zu legen und die überlebenden Männer in Gefangenschaft zu führen; wo die Tataren Sieger blieben, ließen sie nichts als rauchende Trümmer zurück. Da einerseits beim Erscheinen der Mongolen ohnehin die ganze Habe in